Die Kameradin.

Roman von Julius Knopf.

(14. Fortsetzung).

Rüst wiegte bedenklich das Haupt. Er war sich nicht völlig klar darüber, wie er den alten Herrn ohne scharfe Herausforderung auf das Vergebliche seines Vorhabens hinweisen und ihn aus Reginas Nähe entfernen könne. Linker hatte sich indessen bereits derartig in den Zorn der Erfolglosigkeit verbissen, daß er alle Rücksicht dem Fremden gegenüber vergaß, und als die augenblickliche Bestätigung seiner Anschauungen ausblieb, kam ein ungeduldiges: „Bitte, erklären Sie sich, Herr Doktor!" über seine Lippen.

„Wenn Sie eine offene Meinungsäußerung von mir wünschen, Herr Oberst, so kann ich nicht umhin, zu erklären, daß ich Ihre Anschauung nicht teilen kann. Ihre Frau Nichte, die ich übrigens keineswegs für hysterisch halte, ist völlig selbständig und hat daher keinen Grund, ihr Tun und Lassen von etwaigen persönlichen Wünschen ihrer Familienangehörigen abhängig zu machen. Ganz abgesehen davon, daß man heutzutage keiner Dame verwehren kann, allein zu reisen, wenn ihr Geldmittel nicht für eine Reisebegleiterin ausreichen. Wenn Frau Malten in opferfreudiger Weise einem kranken Freunde die letzten Lebenswochen durch ihre Pflege erleichtert, so kann man das nur mit größter Hochachtung anerkennen. Denn wie unendlich schwer es für ein warm empfindendes Wesen ist, ein derartiges Pflegeamt auszuüben, dessen Endergebnis ihm nicht verborgen geblieben sein kann, das vermag nur jemand zu beurteilen, der..."

„Der selbst an der verfänglichen Situation der Pflegerin keinen Anstoß nimmt — oder keinen Anstoß nehmen will," fiel ihm der Oberst erbost ins Wort, indem er wie ein Federball von seinem Sitz aufsprang.

Rüst erhob sich gleichfalls; er war bleich geworden bei dem Gedanken, seine Neigung zu Regina von diesem Manne, der offenbar kein Mittel scheute, sie sich zu erobern, erkannt zu wissen. Indessen wollte er unter allen Umständen eine friedliche Lösung dieser bedrohlichen Spannung herbeiführen. Seine Erregung gewaltsam niederzwingend, sagte er ruhigen Tones:

„Herr Oberst, Ihr Familieninteresse, das Sie so eifrig vertreten, sollte Sie verhindern, allzu scharf über Ihre Frau Nichte, die schon so viel gelitten hat, zu urteilen, nur weil sie augenblicklich ihren Lebenszweck in einem Samariterdienst erblickt, der ohnehin nach menschlicher Berechnung in absehbarer Zeit beendet sein dürfte."

Der Arzt, der geglaubt hatte, den Obersten auf diese Weise zu beschwichtigen, wurde sich des Irrtums bald bewußt.

Anstatt gleichfalls einzulenken, um seinen Ausfällen die Spitze zu nehmen, geriet Linker immer mehr in Zorn. Er sah einen Gegner vor sich, der eine Persönlichkeit repräsentierte und wohl imstande schien, ein Frauenherz zu gewinnen und zu fesseln. Wenn Regina sich diesem Manne zuwandte, dann war es mit seinen eigenen Aussichten, das selbstsichere Weib zu gewinnen, für immer vorbei. Absehbar sei ihr Pflegeamt, hatte der Arzt gesagt — Linker wähnte dabei ein hoffnungsfreudiges Aufleuchten in des Sprechers Augen bemerkt zu haben. Nun wohl, so hieß es, zu dem äußersten Mittel greifen, um den Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen.

Der Oberst reckte sich hochmütig: „Wollen Sie damit sagen, mein Herr Doktor, daß Sie die unverantwortliche Handlungsweise meiner Nichte, mit der diese ihren guten Ruf und ihre Gesundheit aufs Spiel setzt, für korrekt halten?" fragte er scharf und fixierte den Arzt höhnisch.

„Ich betrachte äußere Korrektheit keineswegs als Tugendtempel einer Dame," war die gelassene Antwort.

„Sehr verständlich, wenn einem der Ruf dieser Dame gleichgültig ist. Sie machen sich's sehr bequem, mein Herr!" Gehässig sah der Oberst dem Gegner in die Augen.

Um die Geduld des Doktors war es geschehen. Er verlor die Selbstbeherrschung, richtete sich hoch auf und sagte, die einzelnen Worte nachdrücklich hervorhebend: „Sie sprechen von Ihrer Frau Nichte, deren Namen Sie zu schützen für notwendig finden, daran erinnere ich Sie, mein Herr!"

Der alte Soldat verlor die vornehme Ruhe, die er sich eingeimpft: „Sie haben gar nichts zu erinnern, verstehen Sie mich, junger Mann." Wütend schug er dabei mit der Faust auf den Tisch.

„Ich verstehe, daß Ihre Frau Nichte tatsächlich des Schutzes bedarf, wenn man in ihrer nächsten Verwandtschaft die Motive ihrer Handlungsweise absichtlich mißdeutet..."

Es war heraus. Uebermächtig hatte die Verachtung gegen den selbstsüchtigen Alten den Arzt gepackt.

„Ah! Das ist unverschämt! Das sollen Sie mir büßen!" schrie der Oberst. „Sie werden noch von mir hören!" Hut und Stock ergreifend, stürzte er hinaus.

Zwölftes Kapitel.

Als die Tür hinter dem Obersten ins Schloß knallte, fuhr Rüst erschreckt zusammen, dann strich er sich, schwer aufatmend, über die heiße Stirn. Der Gedanke an das voraufgegangene Gespräch verursachte ihm ein peinliches Mißbehagen.

Das war nun das Ergebnis einer, viele Jahre hindurch mit steter Sorgfalt geübten Selbstbeherrschung. In seinem ganzen Leben, selbst in der Stunde, da er sein Weib ohnmächtig aufgefunden, hatte ihn seine äußere Ruhe nicht verlassen. Und heute — angesichts dieses alternden Mannes, der seine Hand nach dem Kleinod ausstreckte, das er über alles liebte, war plötzlich die Gelassenheit von ihm gewichen. Er hatte sich hinreißen lassen, er, der die Selbstbeherrschung als eine der großen Tugenden des Mannes ansah, gleichwertig mit der Tapferkeit und der Treue! — —

In seine trüben Gedanken eingesponnen, senkte er den Kopf. — Was hatte er da angerichtet? Anstatt Regina zu schützen, hatte er sie vielleicht preisgegeben. Denn was sollte sie anfangen, wenn er im Zweikampf fiel? Was blieb ihr nach Sendens Tod — wer nahm sich ihrer an?

Mit verlorenen Blicken starrte er hinaus in die lachende Frühlingsweit, und schmerzliche Bitterkeit stieg in ihm auf, eine tiefe Verachtung gegen die Hohlheit der gesellschaftlichen Ehrbegriffe, zu deren unfreiwilligen Opfern er nun selbst gehören sollte. — Aber mußte das denn sein? — —

Er ging hinaus. Im Freien hoffte er den Zwiespalt in seinem Innern besser ausgleichen zu können, als in dem dumpfen Raum des kleinen Pensionssalons.

Lange wanderte er rastlos umher, ohne sein seelisches Gleichgewicht wiederzufinden. Immer von neuem fragte er sich: muß das denn sein?

So widersinnig ihm der Zweikampf im modernen Kulturleben stets erschienen war, so scharf er ihn verurteilte, so tief wurzelte doch das Gefühl der Standesehre in ihm.

Alle theoretischen Erörterungen wider den Zweikampf zerfielen in nichts, sowie das Leben mit seinen Wirklichkeiten gebieterisch anpochte. Man sagt sich hundertmal, das Duell ist ein Unsinn, ein Ueberrest aus Raubritterzeiten, sowie man aber einmal vor der Notwendigkeit steht, sich der Kugel des Gegners auszusetzen oder in seinen Augen als Feigling dazustehen, nimmt man an.

Als Akademiker und Reserveoffizier erschien ihm das vom Obersten offenbar provozierte Duell unvermeidlich. Und doch, die Liebe zu Regina im Verein mit dem in jedem gesunden Menschen stark ausgeprägten Gefühl der Lebensbejahung, ließen ihn in dieser Stunde das Unsinnige eines Zweikampfes erkennen, der ohne zwingende Ursache, nur aus Gründen persönlichen Uebelwollens des Herausforderers heraufbeschworen war. Wahrlich, er fürchtete den Tod nicht, aber er liebte das Leben.

Langsam schritt er am See entlang. Unwillkürlich hatte er die Richtung nach Luzern eingeschlagen. Je mehr er sich der Stadt näherte, desto eindringlicher sammelten sich seine Gedanken um die Frage: „Muß dieser blöde Zweikampf ausgefochten werden?"

Wenn er es versuchte, den alten Herrn zu besänftigen, der Angelegenheit eine friedliche Wendung zu geben, dann ließ sich die ganze widersinnige Affäre vielleicht ohne Blutvergießen ordnen. War es nicht eine grobkörnige Albernheit, auf die Provokation des Alten ohne weiteres einzugehen? Seine Haut zu Markte tragen, nur weil seine Gegenwart dem grauköpfigen Freier Reginas Fesseln anlegte? Nein, er brauchte sich wahrlich nicht zu schämen, seinem Recht auf Selbsterhaltung Geltung zu verschaffen. Jedenfalls mußte — ohne daß er sich demütigte — der Versuch gemacht werden.

Rüst winkte einem Kutscher und ließ sich nach dem Hotel fahren, in dem der Oberst von Linker abgestiegen war.

* * *

Um dieselbe Zeit rannte der Oberst in seinem mit schablonenhafter Eleganz hergerichteten Hotelzimmer hastigen Schrittes hin und her. Er befand sich in übelster Laune.

Binnen drei Stunden hatte er schon drei abschlägige Antworten auf sein Ersuchen um Sekundantendienste erhalten. Eine große Auswahl stand ihm nicht zu Gebote, da er keine Freunde in der Stadt besaß und von seinen oberflächlichen Reisebekanntschaften niemand daran gelegen war, seinetwegen mit den Behörden in Konflikt zu geraten.

Daß der Zweikampf in der Schweiz als ein gemeines Verbrechen bestraft wird, daran hatte Linker in der Gluthitze des Augenblicks nicht gedacht.

Er war wütend und fluchte halblaut vor sich hin, als der Kellner, nach kurzem Klopfen eintretend, ihm die Visitenkarte Dr. Rüfts überreichte. Linker stutzte, überlegte einen Augenblick, dann gab er das Zeichen, den Besucher eintreten zu lassen.

Einen Augenblick darauf standen sich die beiden Gegner wieder gegenüber. Beide empfanden das Außergewöhnliche der Situation, die nur in der Fremde möglich geworden. Beide wußten, daß nun der geplante Zweikampf im Wortkampf enden würde; dem Oberst lag daran, dabei wenigstens mit allen Ehren abzuschneiden.

Da Rüst keineswegs nach dem Siegeslorbeer geizte, sondern um Reginas willen die friedlichste Lösung wünschte, so wollte er sich auf die gebräuchliche Entschuldigungsformel beschränken. Als er sah, daß der Oberst keine Miene machte, ihm einen Platz anzubieten, begann er stehend, während der Oberst an ihm vorbei aus dem Fenster starrte.

„Herr Oberst, ohne Umschweife, ich bin gekommen, Sie um Entschuldigung zu bitten für meine unüberlegte Ausdrucksweise vorhin. Es lag nicht in meiner Absicht, Sie zu verletzen. Ich befinde mich zurzeit in einem Zustand nervöser Reizbarkeit —" er redete sich aus — „der mich auffahren läßt, wenn ich besser täte, ruhig zu bleiben..."

Der Angeredete wandte sich brüsk um; er lächelte höhnisch bei der Aussicht, den Arzt demütigen zu können: „Seit wann ist es Brauch, eine Beleidigung unter Kavalieren, durch ein paar Worte wieder auszugleichen? Halten Sie mich für einen Schwachkopf, dem Sie Zuckerwasser für Sekt reichen können, mein Herr?"

Dem andern schwoll die Zornesader, aber er bezwang sich. Ein zweites Mal sollte sein Temperament nicht mit ihm durchgehen. In ruhigem Tone kamen die Worte von seinen Lippen:

„Wie ich bereits erklärte, bedaure ich, Sie Herr Oberst, durch mein Aufbrausen verletzt zu haben. Ich bin bereit, meine Entschuldigung im Beisein von Zeugen zu wiederholen. Mehr können Sie billigerweise nicht verlangen."

„Es steht dem Beleidigten frei, sich Genugtuung nach eigenem Gutdünken zu verschaffen," war die schroffe Erwiderung.

Wieder setzte Rüsts Temperament ein: „Da Sie meine Erklärung nicht gelten lassen wollen, so habe ich nichts weiter zu sagen. Ihre Sekundanten werden mich in der Pension antreffen." Er machte Miene, sich mit einer kurzen Verbeugung zu empfehlen.

„Nicht so hastig, Herr Doktor," lenkte der Oberst ein, und deutete, als sich Rüst wieder ins Zimmer zurückwandte, auf einen Sessel.

In abwartender Haltung nahm Rüst den ihn angebotenen Platz an.

Linker strich langsam seinen gepflegten Vollbart, der sich so imposant machte, räusperte sich ein paarmal vernehmlich und knurrte endlich stockend:

„Wir wollen in Ruhe über die Angelegenheit — na ja," unterbrach er sich — „hab mir's soeben überlegt — — wozu die Affäre mit Knall und Fall beenden. Schließlich — wozu meiner Nichte wegen einen Skandal inszenieren! Wird noch ganz verschroben, das Frauenzimmer. Weib soll immer Weib bleiben, sich den Anschauungen der Welt fügen, sonst wird's ein Zwitterding, das nirgends hingehört. Das werden Sie doch selbst zugeben, nicht wahr, Herr Doktor?"

Rüst fand die Situation nachgerade unbehaglich. Am Ende verlangte der Alte noch, er solle den Freiwerber machen. Trotz seines Widerwillens gegen jedes Komödienspiel, lenkte er vorsichtig ein:

„Wenn der Herr Oberst versuchen wollten, Frau Malten selbst auf die eben geäußerten Bedenken aufmerksam zu machen," meinte er arglistig, „so genügt vielleicht ein gutes Wort, um Ihre Frau Nichte zur Rückkehr nach Berlin zu veranlassen."

(Fortsetzung folgt.)

— Arge Enttäuschung. Herr: „Verehrtes Fräulein, ich möchte gerne eine Frage an Sie richten."

Fräulein Aeltlich (errötet, einen Heiratsantrag erwartend): „Bitte, sprechen Sie!"

Herr: „Meine Mutter möchte nämlich gerne wissen, ob Sie dasselbe Fräulein Aeltlich sind, mit der sie zusammen zur Schule gegangen ist."

— Ein edler Gatte. Sie (vor einem Konfektionsgeschäft): Ach, Oskar, ich hätte nur ein Ideal: kaufe mir dieses grünseidene Kleid!"

Er: „Aber, was fällt Dir ein, liebe Elise, ich werde Dir doch nicht Deine Ideale rauben!"

„Sonntag."

Von Arthur Stiehler.

Das Geläut der Kirchenglocken drang heute feierlicher als sonst über die Gärten und Straßen des Villenortes.

Die Fahnen, die einige Tage in nebelfeuchter Luft traurig herabgehangen hatten, flatterten heute lebhaft im Herbstwinde.

Tapfere Kämpfer waren gefallen in Ost und West; dankbare Liebe gedachte hier des treusorgenden Vaters und hoffnungsvollen Bruders, dort des einzigen Sohnes und heißgeliebten Bräutigams.

Freilich war es heute in dem netten Giebelhäuschen, wo der Efeu noch immer üppig bis an des Dach rankte, wo die grauen Tauben girrend auf dem Firste saßen und friedlich gurrten, als gäbe es keinen Krieg und kein Blutvergießen.

Es lag ein Hauch von Ruhe über dem trauten Heim, und doch hatte das Schicksal mit harter Hand auch hier hineingegriffen in das Leben lieber Menschen.

Fünfzig Jahre wohl war erst die Frau Justizrat; aber auf ihrem Scheitel lag es schon blendendweiß.

Laute Freude schien geschwunden zu sein aus ihrem Leben.

Für den Kirchgang hatte sie das Gesangbuch geholt; und nun stand sie in ihrem Erkerzimmer und schaute auf das Bild, das ihre Hand mit hervorgezogen hatte.

Ein Jünglingsporträt, auf Elfenbein gemalt, helle, klare Augen, ein frisches Gesicht, volles Haar — dunkle Granatsteine umzogen das kleine Kunstwerk.

Sie rief in plötzlicher Erregung mit ihrer liebenswürdigen Stimme: „Fränzchen, komm! Sieh hier sein Bild!"

Ein junges Mädchen kam herbeigeeilt; schon fertig geleidet zum Kirchgange in Pelzbarett und braunem Mantel, stattlich gewachsen, blühend und voll Frische die Wangen, sinnig die Augen; alles an ihr war gesund und wahrhaftig.

Sie schaute mit ihren braunen, lieben Augen entzückt auf das Bild.

„Das ist er! So habe ich ihn gesehen, wenn ich zu euch kam in den Ferien! Gerdi! Wenn er jetzt noch da wäre!"

„Mutter, ich weiß, du hast ihn lieb," sagte sie, „warum sprichst du nicht von ihm? Warum schreibt er uns nicht?"

Es klang feierlich bewegt, als die Mutter antwortete:

„Er ist tot — für uns."

„Er kann nie tot sein für dich und mich."

Die Mutter legte das Bildchen ihres Sohnes wieder sorgsam in sein Kästchen.

„Kind, rege altes Leid nicht auf; alte Wunden schmerzen tief."

Das Mädchen schlug bittend den Arm um ihre Schultern.

„Verzeih mir. Ein Tag im Jahre ist den Toten frei. Bin ich nicht deine Tochter geworden, seitdem ich allein blieb in der Welt; nun will ich auch dein Leid mit dir tragen. Bitte, bitte."

Die Mutter strich ihr sanft über das weiche Haar:

„Mein Töchterchen, so soll es sein."

Aus einem Mahagonischrank holte sie eine rote, mit Silberstreifen umränderte Mütze:

„Das war seine letzte — vom Realgymnasium."

Sie strich liebkosend mit der Rechten darüber.

„Muttchen, erzähle mir doch von ihm. Warum denkt er so gar nicht mehr an uns. Du willst nicht von ihm sprechen und leidest doch um ihn."

Sie schwieg.

„Wo ist er, Mutter?"

„Ich weiß es nicht."

Sie sprachen lange Zeit nichts und dachten doch beide dasselbe, an ihren „lieben Jungen."

Das Mädchen legte den Mantel ab und setzte sich zu ihren Füßen auf die Stufen, die zu dem Erker führten.

„Wir wollen nicht in die Kirche gehen; erzähle mir von ihm, das ist auch Gottesdienst."

Da glitt ein Strahl der Freude über ihre müden Augen:

„Ja, das soll mein Gottesdienst sein. Komm, Liebling, wir wollen in seinem Zimmer unsere Morgenandacht halten."

Schweigend gingen sie miteinander in das Giebelstübchen im Obergeschoß, wo er gewohnt hatte.

Fränzchen sah der alten Dame in die Augen.

„Mutter, warum soll ich nicht alles erfahren?" Und sie streichelte zärtlich die welken, weißen Hände.

Sie setzten sich auf das kleine Sofa, das in der Ecke stand und breiteten auf dem Tisch seine Skizzenbücher aus, feine Zeichnungen von Vögeln und Blumen.

Da kam dem Mädchen eine liebe Erinnerung, und sie plauderte lebhaft, wie von einem guten Kameraden, der jeden Augenblick zur Tür hereinkommen konnte:

„Sieh, liebe Mutte. hier diese niedliche Drossel; sie erinnert mich an einen glücklichen Tag. Wir gingen durch die Felder in den Wald, nur er und ich. Am Bache schrie ängstlich ein Vogel. Wir eilten hinzu und sahen ihn furchtbar im Gebüsch flattern. „Gefangen in gemeiner Schlinge!" rief Gerdi, und er hatte bald die flatternde Drossel in seiner Hand. Da er kein Taschenmesser bei sich trug, biß er mit den Zähnen die festen Roßhaarschlingen auseinander. Er hielt das Vögelchen in seiner Hand, und ich küßte es auf den braunen Kopf. Dann lachten wir laut auf, als es frei und leicht davonflog in die Weite. „Es fliegt in die Freiheit", sagte er lustig. Und ich sehe ihn heute noch stehen, wie seine Augen glänzten, wie er die Arme ausbreitete — ach, wer doch auch so davonfliegen könnte!"

„In die Freiheit, in die Freiheit, ja dieser Drang nach Freiheit wurde ihm zum Verhängnis", klagte die Mutter. „Ach, er sah die Freiheit nicht, die wohl auch eine solche Schule bieten kann, wie er sie besuchte. Er empfand überall nur die Engigkeit und den geistigen Zwang; es ging immer weniger gut im Realgymnasium mit ihm, je älter er wurde. Sie verstanden ihn nicht, und er verstand sie nicht."

„Half ihm nicht sein Vater?"

„Auch er konnte es nicht. Sie sagten schließlich, er habe keinen idealen Sinn. Ach, gerade das schmerzte den Vater am meisten. — Und da, eines Tages lief er uns davon. Er wollte nie, nie mehr in das verhaßte Schulhaus gehen."

Heiße Tränen rannen über das blasse Gesicht der Mutter, als sie sich jenes Fluchttages ihres Lieblings erinnerte.

„Dann schin es, als könne noch alles gut werden. Sein Vater brachte ihn in einem großen Hamburger Handelshause unter und ebnete ihm die Wege — auch das war eine Täuschung — das Gold, das brennende, rote Gold!"

Mit bebender Stimme erzählte die Mutter von dem schlimmsten Tage ihres Sohnes:

„Ein einziger, leichtsinnig verbrachter Abend entschied unser und sein Schicksal. Das Spiel! Das schreckliche Spiel! Er nahm Geld, das ihm nicht gehörte, um seine Schuld zu zahlen! Oh, nur ein einziges, unseliges Mal — aber" —

Sie schlug die Hände vor das Gesicht.

„Arme Mutter!" flüsterte Fränzchen und küßte ihr die Hand.

„Mein Mann reiste nach Hamburg, ihn aus schimpflichen Ketten zu lösen. Wohl zahlte er gern alles, was wir noch besaßen, aber unser Sohn wollte nicht wieder heimkehren."

„Sahst du ihn nie wieder?"

„Nein — ein Dampfer trug mein Liebstes über das Meer — verloren für mich."

Sie stand auf, hing die Sachen in den Schrank und verschloß ihn.

„Wir müssen ihn vergessen."

„Und der Vater?"

„Er konnte es nicht überwinden — der Sohn in Schande! Sein Herzleiden wurde schlimmer, bis er erlag. Nun war ich ganz allein, bis du zu mir kamst, kleine liebe Fränze."

„Wie schwer du es hattest, armes Mutting. Kann dich der Gedanke nicht trösten, daß so viele Mütter jetzt ihren Einzigen hingeben müssen?"

„Sie dürfen in Ehren an ihn denken; darum können sie glücklich sein. Ihr Sohn opferte sich für das Land der Heimat, für das Glück der Unseren — ich habe ihn verloren, weil er vom rechten Wege abwich."

In das bange Schweigen drangen die Sonntagsglocken versöhnend und weich hinein. Der ernste Sonntag ging zur Rüste, der letzte Tagesstrahl blickte durch das Fenster. . .

Da zog jemand hastig die Gartenglocke.

Schwere Männertritte stampften auf den Steinen.

Ein Eilbote gab einen Brief ab.

Eine fremde Hand hatte die Adresse geschrieben; von fremder Hand war die Unterschrift:

„von Rotern, Kompagnieführer."

Die Mutter las:

„Verehrte gnädigte Frau! Ihr Sohn bat mich, Ihnen zu schreiben, was er zuletzt dachte:

„Liebe, geliebte Mutter! Ich bin über das Meer gekommen, mit zu kämpfen für die Heimaterde. Ich hatte so vieles wieder gutzumachen; denn ich hatte gefrevelt an Deiner Liebe und habe meinem Vater bittere Schmerzen bereitet. Vergebt mir alles! Sieh, ich schicke Dir mein Eisern Kreuz. Ich erhielt es, weil ich meinen verwundeten Major aus dem Feuer trug; da ereilte mich die Kugel. Heute noch wird es mit mir zu Ende gehen. Leb wohl, Mutter! Mit dem Opfertode für das Vaterland büße ich mein verfehltes Leben. Einen Gruß über das Grab auch dem Vater!

In der Ewigkeit Dein Gerhard."

Die arme Mutter schrie im Schmerz laut auf:

„Tot, tot, mein Junge!"

Dann aber löste sich alles Leid in wohltätigen Tränen.

„Nun weiß ich, daß er nicht mehr in Schande lebt! Er ist gestorben wie ein Braver, ein Kämpfer, ein Held!"

In ihrem Herzen wurde es licht und frei.

Baumwolle in bitterer Kälte!

Günstige Erfahrung mit solchen Kleidern in Nord-Kanada.

Recht überraschend mag für viele klingen, was ein gewisser Pinkerton über seine Kleider-Erfahrungen im bittersten nordkanadischen Winter an eine Sports-Zeitschrift mitteilt. Ob andere mit ebensolchem Erfolge sich so kleiden könnten, wie er, bleibe dahingestellt.

Herr Pinkerton fühlte sich in Wolle unbehaglich und hatte auch keine Lust, das bedeutende Mehrgewicht derselben zu tragen. Daher versuchte er es mit Baumwolle, ohne sich um den weitverbreiteten Glauben zu kümmern, daß Baumwolle gar nicht vor Kälte schütze.

Er ließ sich eine Parka, ein Hemd mit Kapuze, schneiden. Dieses Kleidungsstück, ohne eine Oeffnung vorne und ohne Knöpfe, bestand aus „White Duck"-Zeug. Es ging bis nahezu an die Knie hinab, und hinten reichte es bis über den Kopf hinauf; aus dem Ende wurde eine eng anschließende Kappe gemacht, um über das Gesicht gezogen zu werden, nur mit Oeffnungen für Mund, Nase und Augen. Wenn nicht benutzt, läßt sich die Kappe über die Schultern zurückwerfen.

„Ich habe", schreibt der Genannte wörtlich, „noch kein Kleidungsstück im Freien getragen, welches der Vollkommenheit so nahe kommt, wie dieses. Meine Parka wiegt 28 Unzen, und dieses unbedeutende Gewicht ist kaum fühlbar. 10 Pfund der dichtestgewobenen Wolle hätte nicht dasselbe Ergebnis zuwege bringen können."

Man bedenke, daß sich dies auf das Leben in einem Gelände bezieht, wo im Winter die Temperatur bis auf 50 Grad unter Null sinkt!

Herr Pinkerton trägt auch Baumwoll-Hosen und hat, wenigstens für seine Person, aus der Erfahrung gefunden, daß solche während des Winters für aktive Arbeit im Freien weit besser seien, als wollene, und namentlich in schwindendem Winde wirksameren Schutz böten. Selbst Kleider aus gutem Khaki, fügt er hinzu, seien auf einem windigen See wärmer, als selbst die schwerste Wolle.

Er hält es auch für gänzlich verfehlt, daß Leute, die von Städten in den winterlichen Wald kommen, durchaus schwere wollene Socken, sogenannte Holzfäller-Socken, außerhalb ihrer Beinkleider tragen wollen, woraus nur Unzuträglichkeiten entständen. Beim Waten durch den Schnee, oder auch beim Laufen mit Schneeschuhen setze sich dann der Schnee in schweren Massen hinten an den Beinen fest an, lasse sich selbst an einem trockenkalten Tage nicht abbürsten, und es erfordere meistens Stunden, ihn loszuschmelzen und das Kleidungsstück zu trocknen.

Manche der obigen Angaben mögen fast unglaublich erscheinen; doch Herr Pinkerton macht auch einige Vorbehalte. Es muß dabei im Auge behalten werden — sagt er am Schluß seiner Ausführungen —, daß alles, was oben gesagt wurde, nur von einem Lande mit stetiger und oft heftiger Kälte gilt, und nur für einen Menschen, der sich ganz normaler Gesundheit erfreut und auch ein normales Verlangen hat, sich im Freien stets in Bewegung zu halten. Ein Mensch, der erschöpft ist, oder der einen schwachen Blut-Umlauf hat, oder der träge ist, kann in der Tat nicht zu viele Kleider tragen. Auch ist es erforderlich, an die Kälte gewöhnt zu sein; doch der gesunde normale und bewegungslustige Mensch braucht nur wenige Tage für solche Eingewöhnung, und dann wird er ein solches Leben bei 40 oder mehr Grad unter Null willkommen heißen. Das alles ist auch nur für den Winter gesagt; im Frühling sowie im Herbst mit kalten Regenfällen, nassem Schnell und plötzlichen, großen Witterungs-Veränderungen wird Baumwolle zum Fluch, und Wolle ist dann das einzig richtige.

Man sieht wenigstens, daß dieser Mann nicht von Vorurteilen, sondern nur von seinen Erfahrungen beherrscht wird.

Eine sonderbare Begebenheit trug sich vor kurzem in der bei Eau Claire, Wis., gelegenen Ortschaft Strum zu. Eine Spürgesellschaft suchte dort in der Umgebung nach einem Mann, den die Behörde wünschte, und konnte ihn aus dem einfachen Grunde nicht finden, weil der Gesuchte sich in ihrer Mitte befand. Bei diesem eigenartigen Vorkommnis handelte es sich um einen gewissen Jesse Hogue. Der Mann soll M. C. Stogstad, dem Kassierer der First State Bank in Strum, einen Drohbrief geschickt haben, in dem der Absender von dem Empfänger $500 verlangte, widrigenfalls er kalt gemacht werden würde. Es wurde an dem betreffenden im Brief angegebenen Ort ein mit Papierschnitzeln angefüllter Briefumschlag niedergelegt und eine Posse von Einwohnern beobachtete das Paket und wartete auf seinen Abholer. Unter jenen Leuten befand sich auch der bewußte Hogue.

Unsere Schnittmuster-Offerte

Festkleidchen für kleine Mädchen. No. 1198.

Als bestes Kleid oder für kleine Tanzfeste wollen auch die Kleinen und Kleinsten schon etwas Besonderes tragen. Da

wird ein solches Muster, wie diese Illustration zeigt, gewiß willkommen sein, weil seine Art ganz abweichend von den üblichen Mustern für Schul- und Hauskleidchen ist. Die Bluse ist besonders voll gearbeitet und Spitzenbesatz kann in reichem Maße Verwendung finden, sei es als Einsatz oder Kragen. Durch kleinen Schleifenaufputz und eine hübsche breite Schärpe kann man dem Kleidchen noch ein besonders festliches Gepräge geben. Auch das Röckchen, das drei tiefe Falten erhält, eine Vorsichtsmaßregel, die sich bei den schnell heranwachsenden Kindern sehr bewährt, ist voll und weit gearbeitet. So erfordert das Schnittmuster, das für Kinder von 6—12 Jahre erhältlich ist, 4 Yards Stoff bei 44 Zoll Breite.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept.

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon

Ich wünsche Muster No.....

.... Zoll Brust- oder Taillenweite.

(Jahre .... bei Kindersachen.)

Name .....

No..... Straße.....

..... Stadt .....

— Einen Brautstrauß ungewöhnlicher Art erhielt ein junges Mädchen in dem bayerischen Dorfe Haidhof: Ein Vetter, der am Kriege teilnimmt, sandte ihr ein auf dem Kampffelde unter Kanonendonner gepflücktes Sträußchen aus Zypressen, Preißelbeergrün, Efeu und Ginster. Unter dem Ginster lagen zwei feindliche Geschosse. Dazu hatte der Uebersender geschrieben: „Leider kann ich Dir jetzt kein anderes Geschenk zur Hochzeit machen, als dieses kleine von mir selbst gepflückte Sträußchen, verziert, der Zeit entsprechend, mit einigen, uns manchmal verhängnisvoll gewordenen Kugeln. Unter feindlichem Granatfeuer, am 23. November in Laitre, nachmittags 3 Uhr 15."

— Ein kleiner Diplomat. Karlchen: „Großpapa, wann bist Du eigentlich Großpapa geworden?"

„Als Du geboren wurdest, mein Kind."

Karlchen: „Gelt, wenn ich nicht geboren wäre, wärst Du auch kein Großpapa?"

„Nein."

Karlchen: „Nun, also, was schenkst Du mir dafür?"

— Ein berechtigter Vorwurf. Richter: „Der Zeuge sagt es aber doch!"

Gauner: „Herr Richter, Sie kennen mich schon 20 Jahre — und Sie glauben dem Herrn mehr wie mir!?

— Ein Vokatius. Mann (zu seiner Frau, einer Schriftstellerin, die zum ersten Male kocht): „Kochst Du gleich ins Reine?"

— Boshaft. Aeltliches Fräulein (renommierend): „Ich habe zwanzig Lenze gesehen!"

Herr: „Und bei so hochgradiger Kurzsichtigkeit tragen Sie nicht einmal Brillen!?"

— Eine sparsame Hausfrau. Freund: „Mensch, Du hast ja nur noch einen einzigen Knopf an Deinem Rock!"

Junger Ehemann (verlegen): „Ja, meine Frau näht sie immer alle zusammen wieder an."